

TRENT KENNEDY JOHNSON

SIE WISSEN, WAS DU DENKST!

THINK

FLUCHTINSTINKT

FOLGE 1

DRAN
BLEIBER
Deine Serien

be THRILLED

Stunden vergehen. Ich war eine Weile allein. Kein Nate, keine Kathy. Ich merke, wie wund ich bin, weil ich so lange so gelegen habe. Wie auch immer, es gibt keinen Grund, warum ich nicht auf den Beinen sein sollte, also berühre ich mit den Zehen den Fliesenboden. Ich stecke in einem dünnen Krankenhaushemd. Ich hänge am Tropf. Ach ja, das Piepsdings. Aber der Apparat bewegt sich ziemlich mühelos mit mir herum. Während ich allein bin, geht es ein paarmal los, verflixt, piept wie verrückt, und das jagt mir einen Heidenschrecken ein, aber dann kommt die kleine alte Krankenschwester rein und drückt ein paar Knöpfe, und das war's. Das war's.

Später rolle ich das Piepsdings zum Fenster. Bevor ich überhaupt sehe, was dahinterliegt, nimmt mich die schwache Spiegelung gefangen, die von der Scheibe ausgeht. Ich kann zum ersten Mal den Verband sehen, der um meinen Kopf gewickelt ist. Hey, wenigstens tut es nicht weh. Und niemand beschießt einen Mann mit einem bandagierten Kopf. Stimmt's?

Na ja, am Ende verbringe ich viel Zeit damit, aus dem großen Fenster zu schauen und mir einzureden, mich wieder frei zu fühlen ... Doch ich schätze, ich habe die Geschmacksknospen dafür verloren. Verdammt, ich will ja! Verstehen Sie das nicht falsch! Aber normale Menschen scheinen nicht mehr so frei zu sein wie früher.

Wenn man sich Filipinotown und die 3rd Street ansieht, erscheint das Ganze in einem neuen Licht, wirklich. Autos zu sehen, die über eine Kreuzung fahren ... Autos, Mann! Und Sie wissen ja, dass ich die ganzen acht Jahre nicht in einem Vakuum gelebt habe, aber es fällt einem schon auf, wie sehr sich die Dinge ändern, wenn man rauskommt. Diese Autos sind die Zukunft.

Und einige Krankenschwestern und Ärzte haben diese Smartphones? Mann, jeder hat jetzt ein Smartphone! Du schaust dir sogar Bilder online an, wie sie es uns in der Gefängnisbibliothek erlaubt haben. Du schaust dir die Bilder an, und was du siehst, ist, dass jeder mit einem Telefon in der Hand rumfuchtelt. Oder ein Foto mit dem Telefon macht. Es ist klammheimlich ein Teil von den Menschen geworden, so wie ein Haustier. Die Leute wissen es nicht mal. So müssen außerirdische Zivilisationen zusammenbrechen. Ein Haufen Lebewesen, intelligent wie nur irgendwas, in ein Telefon gesaugt.

»Mr Thomas«, sagt die alte Krankenschwester. »Sie haben Besuch. Kommen Sie bitte rein, junge Frau –«

Meine Schwester, Abby Thomas, ist im Zimmer, bevor die Krankenschwester eine Chance hat, ihren Satz zu beenden. Wow! Abby sieht genauso aus wie vor acht Jahren. Ich schätze, sie müsste jetzt sechsunddreißig sein. Ihr Haar ist immer noch tiefschwarz. Das gleiche Poloshirt und Kakis. Angenehm unmodisch. Schwesterherz war schon immer gegrillter Käse, schlicht und warm und zeitlos.

Sie umarmt mich ohne Umschweife.

Aber ich erwidere die Umarmung nicht. Es ist, als hätten meine Muskeln das Gedächtnis dafür verloren.

Sie lässt nicht locker, bis ich ihr wenigstens einen Klaps aufs Schulterblatt gebe. Dann zieht sie sich zurück und schaut mir in die Augen. Ihre Miene ist offen und freundlich und überdreht und nicht das, was ich erwarten würde, nachdem ich acht Jahre lang nicht für sie vorhanden war, und das kapiere ich noch nicht.

»Wie fühlst du dich?«, fragt sie, voller Sorge. »Frei? Anders?«
Anders? Nein.

»Fühle mich gut, Schwesterherz.« Ich weiß nicht, ob mir das gefällt, dass sie oder jemand anders so nah bei mir sein könnte, mich berühren könnte, all das. Für eine Sekunde gerate ich in Panik, dass alles so sein wird, und ich hätte lieber die Zelle, die Einschränkungen und das Durchzählen ... Aber ach was! »Ich will hier raus, weißt du?«

Sie hat eine Primark-Einkaufsstüte dabei. Darin neue Kleidung, Etiketten noch dran, mittelgroß, und was die Auswahl betrifft, Sie haben es erraten: Poloshirt und Kakis. Wenigstens ist die Farbe anders, sodass wir nicht im Partnerlook daherkommen. So oder so, der Zwirn, den ich hatte, als ich damals verhaftet wurde, war längst weg, in Fetzen gegangen auf der Flucht nach dem Raubüberfall.

Sie lässt mir meine Privatsphäre, indem sie in die andere Richtung schaut, während ich mich umziehe. Ich schätze, sie will den Raum nicht verlassen, sonst könnte ich verschwinden, puff! Wo war diese Frau die ganze Zeit?, muss ich immer wieder denken.

Unten in der Tasche finde ich einen dicken blauen Kapuzenpulli.

»Sie haben gesagt, dass da Verbände sein würden«, erklärt sie und deutet auf meinen Kopf.

Boh! Umsichtig! Ich ziehe ihn an. Ich nicke. Sie zeigt auf die Tür. Ich atme tief ein, als ob es in der realen Welt keinen Sauerstoff mehr gäbe. Ich behalte ihn fast drin, den Sauerstoff, den ganzen Weg durch die Tür, durch den Flur, den Aufzug runter, in den Eingangsbereich, fühle mich, als würde ich ein Gesetz brechen, als würde ich den passiv-aggressivsten Gefängnisausbruch aller Zeiten begehen, verstehen Sie?

Und irgendwie stehe ich am Ende auf dem Parkplatz, wo sie an einem verblassten schwarzen VW Jetta hält. Das Auto gehörte mal meiner Mom. Ich bin überrascht, dass es immer noch läuft, und das tut es, mit etwas Mühe, aber ich sage nichts. Tatsächlich habe ich so ziemlich gar nichts gesagt, von dem Moment an, als wir das Krankenhauszimmer verlassen haben, bis jetzt, wo wir im Auto sitzen. Ich glaube, Abby nimmt es einfach so, wie es ist, und denkt sich, dass die Scheiße mit einem Maß an schleichendem Trauma einhergeht.

Sie hat selbst nie ein Trauma gehabt, soweit ich weiß. Hat sich von Ärger ferngehalten, weg von den bösen Jungs, in den Neunzigerjahren in Hawthorne aufgewachsen, einfach Nein zu Crack gesagt, die Unruhen als Kind beobachtet, auch dazu Nein gesagt, einer Arbeit nach der anderen nachgegangen, selbst wenn sie entlassen wurde, mit vernünftigen Männern ausgegangen, auch wenn es nie geklappt hat ... Du bringst eine Regenwolke, sie bringt einen Regenschirm. Du bringst einen Regenschirm, sie bringt Stiefel für euch beide. Galoschen nennt sie sie. So verantwortungsbewusst ist sie.

Wir sind auf dem Highway. Der 110 Richtung Süden, auf dem Weg durch die Innenstadt von Los Angeles. Ich habe mir die Skyline die zehn Male, die mich die Wachen vom California State zur Haftanstalt und zurück führten, oft genug angesehen. Für die ganzen Gespräche und Tests und psychologischen Analysen (ein Versuch zu beweisen, dass ich kein Dieb oder Gangster oder Fuchs im Apothekenhühnerstall oder so was war) haben sie mich hin und her gefahren. Aber die Skyline jetzt ohne Gitterstäbe und Stacheldraht und den ständigen Geruch nach Desinfektionsmitteln zu sehen ... Mein Gott!

Alles ist höher geworden. Breiter. Größer, als ich es in Erinnerung habe. Alle waren in dieser Stadt sehr beschäftigt. Alle außer mir.

Wir fahren auf den 105 Richtung Westen, Richtung Hawthorne, Teil der großen südlichen Ausdehnung von L.A. Und als die Abfahrten hinter uns weniger werden, halte ich die Augen auf nach, nun, da ist es ...

Direkt am Highway, neben dem Hawthorne Municipal Airport: ein großer, breiter Backsteinbau. Südkaliforniens Zentrale von »S. Core«. Privates Raumfahrtunternehmen. Hier, in meinem Hinterhof. Sie bekamen grünes Licht, in Hawthorne vor Anker zu gehen, kurz bevor ich verhaftet wurde. Übernahmen die ganzen 75000 Quadratmeter der alten, verlassenen Hawthorne-Einkaufspassage. Vom Kommerz zum Kosmos. Sie bauen brandneue Raketen, jede so groß wie ein Brontosaurus. Die »Teufelsrakete«, so nennen sie sie, wegen des Höllenfeuers, das aus den neun Triebwerken auf der Unterseite kommt. Ein schönes Stück Physik und Technik.

Ins All fliegen ... Das ist mein Traum, wirklich. Und jetzt, mit einem College-Abschluss und raus aus dem Gefängnis, weiß ich, was ich tun werde: Zu S. Core reingehen, nach dem Teufelsraketenprogramm fragen und mir einen Job besorgen!

Was meinen Sie, warum ich das alles mache, Kathy? Mir diese Technologie in den Kopf setzen zu lassen; ich schätze, sie werden das als ein Pro auffassen. Sie werden denken, Clay Thomas ist innovativ, so wie wir.

Klar, sie werden mich nicht einstellen, bis ich das Tonbandgerät rausgeholt habe. Sie können nicht zulassen, dass Onkel Sam seine Nase in ihre Angelegenheiten steckt. Aber so kriege ich einen Fuß in die Tür. Zumindest ein Vorstellungsgespräch. Und nachdem ich mich auf diesen ganzen Quorumet-Scheiß vorbereitet habe? Kathy, Sie dürfen mir ruhig glauben, wenn es um Vorstellungsgespräche geht, bin ich so gut wie nur irgendwer.

Wir verlassen den Highway und fahren durch Crenshaw. Es sind die neuen und ziemlich neuen Bauten, die einem auffallen. Eine unvertraute Eigentumswohnung, wo früher Fred's Grill war oder wo einmal der Gebrauchsgüterladen stand. All das neue Zeug, aber die Sonne von L.A. scheint darauf, als wäre es immer da gewesen und ich derjenige, der sich irrt. Verrückt, Mann.

Was einem aber sagt, dass es immer noch derselbe Ort ist, sind die Menschen. Durchs Fenster sehe ich einen Jugendlichen mit einer Farbsprühdose um die Ecke eines Lebensmittelladens. Oh, und da ist noch einer. Er steht Schmiere. Und noch einer. Erinnert mich an den Jungen, der in der Apotheke angeschossen wurde, Lavon war sein Name. (Aber es kann nicht Lavon sein, nee, nee, der lebt zwar, aber er muss inzwischen älter sein, ein Mann.) Wie auch immer, sie taggen das Graffito: Elf Neun.

Es beunruhigt meine Schwester nicht. Hätte ich auch nicht erwartet. Nicht bei jemanden, der in Hawthorne aufwächst, der die Nachbarschaft, die Menschen und alles kennt. Die Elf Neun ist sozusagen das Volk oder jedenfalls einige der jungen Burschen. Crew fällt unter die Crips, ist aber ziemlich unabhängig.

Trotzdem drücke ich mich tiefer in meinen Sitz. Ist kein großes Geheimnis hier, aber ich war früher mal bei der Elf Neun. »Früher mal«, der wichtige Teil. Vielleicht reden wir darüber nicht, Kathy.

Wir biegen rechts ab auf die Rosecrans. Dann links auf die Avis. Mit wie wenig Abbiegen aus dieser Stadt doch ein Viertel wird, und ich kenne die Strecke immer noch hoch und runter, wenn ich aus der Kirche kam, der Schule, mit Freunden abhing, Jannelle mit der Jeans ... Ich frage mich, ob sie noch hier ist ... Jannelle in meinem Schlafzimmer ... Blick auf die Sterne ... Hände unter ihrer Bluse ...

Großes Nix da. Raus aus der Sache. Aufstehen Einschluss.

Wir sind in der Auffahrt. Abby zieht immer noch die Handbremse an, wenn sie parkt. Das gute, alte Schwesterherz wie eh und je.

Ich folge ihr die ganze Zeit, auch als wir ins Innere des aus Backsteinen errichteten Ranch-style-Hauses kommen, durch den vorderen Flur, in die Küche. Alles ganz genau so, wie Mom es gehabt hat, als ob Abby es nicht übers Herz brächte, irgendwo einen Fingerabdruck zu hinterlassen. Als ob Abby aus freien Stücken nicht existierte.

Weil wir nicht wissen, was wir als Nächstes tun sollen, stehen wir dort am Tisch.

Abby sagt: »Willst du etwas Milch?«

Ich sage, ich will. Ich weiß nicht, warum sie gefragt hat, ob ich Milch will. Ich glaube, sie weiß es auch nicht. Aber die eine Sache, die wir beide wissen, ist, dass keiner von uns in diesem Moment mit etwas falschliegen will.

»Also, ich habe ein paar Dinge in Bewegung gebracht«, sagt sie, nachdem sie mir die Milch gegeben hat. Sie hat sich keine genommen. »Und morgen früh wirst du Dwight sehen.«

Dwight war ein alter Freund von mir von der Highschool. Ich habe nichts mehr gesehen oder gehört von ihm, seit ich das erste Mal verknackt wurde.

»Warum Dwight?«

»Er hat sich gemacht, Clay. Er ist jetzt anständig. Ich habe dafür gesorgt, dass er auf sich selbst aufpasst. Er lässt sich kein Barthaar nachwachsen, ohne dass ich davon weiß. Arbeitet in Long Beach für diese Firma in einem der Häfen. CostLess nennt sie sich. Wie auch immer, er ist dort Manager. Er wird dir einen Job besorgen.«

Das gute, alte Schwesterherz wie eh und je.

»Danke, dass du das vorher mit mir besprochen hast.« Meine Worte kommen hinter meinem Glas Milch heraus.

»Hätte ich es getan, weiß ich, was du gesagt hättest.«

»Woher konntest du etwas über mich wissen? Du bist doch ...« Ich brauchte sie vermutlich nicht daran zu erinnern, wie lange ihre Abwesenheit gedauert hat. Ihr totales Nichterscheinen ...

Aber es sieht so aus, als hätte ich genug gesagt. Sie hält ihre Autoschlüssel fest, ganz fest. Ich habe mehr Angst um die Schlüssel als um ihre Finger.

»Du weißt nicht, wie schwer es war«, sagt sie, »zu wissen, dass mein Bruder im Gefängnis ist.«

»Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich genau weiß, wie schwer es war.«

»Kannst du denn nicht erkennen, dass ich versuche, es wiedergutzumachen?«

»Ist das deine Art, Entschuldigung zu sagen?«

»Spricht der Junge, der hinget und sich selbst ins Gefängnis bringt und seine Familie zurücklässt, um die Scherben aufzusammeln«, sagt sie lachend. »Vielleicht liegt uns das

Entschuldigen nicht im Blut.«

Ich antworte nicht.

»Du gehst also zum Vorstellungsgespräch.«

Darauf antworte ich auch nicht.

»Gut«, sagt sie, als ob die Sache erledigt wäre.

Ich lache.

»Du machst es immer noch, Schwesterherz!«

»Mache was?«

Schwester trifft Entscheidungen, ohne zu fragen. »Deshalb bist du allein.« Und ich bedaure, es gesagt zu haben, sobald es von meinen Lippen ist.

Wir streiten eine Weile. Die Worte spielen keine Rolle. Ich erinnere mich offen gesagt nicht daran, was ich gesagt habe. Es kommt alles raus, verstehen Sie? Nach acht Jahren Herumsitzen Dampf ablassen.

Irgendwann beruhigen wir uns wieder, immer noch am Küchentisch. Wir haben uns nicht mal hingezettelt. Draußen wird es langsam dunkel. Ich merke, dass ich meine Milch nicht getrunken habe.

Ich sage zu ihr: »Was hast du zu essen besorgt?«

»Komm mir nicht damit, und sei nicht undankbar!«

»Nee.« Ich gehe zum Kühlschrank und öffne ihn. Ein bisschen Aufschnitt. Ein halber Salatkopf. Ein Stück Butter. Pizzabrötchen im Gefrierschrank. Gefrorene Garnelen, hau mir ab, dagegen bin ich allergisch, geht gar nicht. Was den Rest angeht? Ich habe schon mit weniger gearbeitet. »Ich war drei Jahre lang der Koch«, erzähle ich ihr. »Ich mache uns das Abendessen.«

Nachdem ich angefangen habe, zieht sie sich ins Wohnzimmer zurück, und bald ist der Fernseher an. Gleicher Raum und Fernseher wie vor acht Jahren, unverändert. Ich brülle ihr zu:

»Ich werde mich morgen früh mit Dwight treffen.«

Dabei belasse ich es, arbeite am Essen, falle in vertraute Bewegungsabläufe, bis ich Abbys Arme um meine Taille spüre. Das ist eine Umarmung. Und es ist so unangenehm wie beim ersten Mal, aber ich sage mir, dass Umarmungen gut sind und dass die hier gut ist und dass ich lernen werde, wieder dem zu vertrauen, was gut ist.

»Mach nicht meinen Fehler«, sagt sie zu mir. »Hass dich nicht selbst! Dabei entsteht nur ein Eindruck: dass du alle anderen hasst.«

Als ich im Gefängnis Physik studierte, nannten wir es Gay-Lussacs Gesetz: Wenn man Druck auf etwas ausübt, auch auf sich selbst, dann erhöht man die Temperatur davon, bis man es zur Hölle für alle um sich herum gemacht hat.

Schlagen Sie es ruhig nach, Kathy.

Ich erwidere Abbys Umarmung.

»Mit uns wird schon alles ins Lot kommen, Schwesterherz.«